


Nr. 42. Bromberg, den 23. Mai 1924.

# Die japanische Pest.

Roman von Ludwig Anton.



(19. Fortsetzung.) 

Er hielt nach Osten. Geradewegs nach Osten. Das Boot legte, das wußte er, bei Windstille und ruhiger See 20 bis 25 Kilometer in der Stunde zurück. Er konnte, wenn ihm das Glück weiter hold war, in 15 Stunden, also am Nachmittag des kommenden Tages, die amerikanische Küste erreichen. Nur erst mal aus dem Bereich der Japaner sein! Alles übrige würde sich finden.

War das Fahrzeug imstande, eine so lange Fahrt auszuhalten? Auch bei hohem Seegang und widrigem Wind?

Ein Boot, 6 Meter lang, 2 Meter hoch, mit scharfer Spitze, vollständig geschlossen, bis auf die zwei Sitze rückwärts am Steuer, aus denen der Oberkörper herausragte und über das Fahrzeug weg nach vorne schaute Auch diese Öffnung ließ sich fast ganz schließen und so das Fahrzeug gegen Sturzseen sichern.

Es war stockdunkel. Wieser saß, das Steuerruder in der Hand, unbeweglich und beleuchtete hie und da den Kompaß, ob das Boot die Richtung innehalte.

Bald schaukelte er hoch oben auf einem Wellenberg, dann sauste das Boot wieder mit nach abwärts gesenkter Spitze in die Tiefe. Der Wind, nicht allzustark, blies aus Norden, und die durch ihn aufgewühlten Wellen schaukelten das Boot auch in quer laufender Richtung. So wurde Wieser gründlich durchgerüttelt, war bald hoch oben, bald tief unten, hörte den gleichmäßigen Takt des Motors, der die Bootswände vibrieren ließ, wußte aber nicht, kam er vorwärts, blieb er auf der Stelle oder trieb er nach rückwärts.

Er wußte auch nicht, hatte er mit der Kugel aus seinem Browning den Motor des großen Bootes betriebsunfähig gemacht oder nicht? Einen zweiten Schuß hatte er nicht abzugeben gewagt, die Zeit hatte zu sehr gedrängt.

War eine Möglichkeit, daß ihn die Japaner einholten? Gewiß. Zwar mit dem großen Motorboot allein hätten sie nicht viel ausrichten können; hielt der verfolgende Steuermann nur eine halbe Linie rechts oder links von seinem Kurse ab, so bekam er das kleine Boot nie zu Gesicht.

Es war anzunehmen, daß das große Motorboot, wenn es aktionsfähig war, direkt nach Osten zujagte. Es konnte ihm zuvorkommen und den Weg abschneiden. Denn es entwickelte eine bedeutend größere Schnelligkeit.

Doch nicht von dort drohte die Gefahr.

Der Hydroplan! Er machte 120 Kilometer in der Stunde!

Sein kleines Boot konnte vielleicht aus großer Höhe gesehen werden. Nicht wahrscheinlich, wenn man es direkt suchte. Weniger gefährlich war die Sache bei niedrigem Flug, zu dem der Pilot durch Wolkenbildung gezwungen war. Hielt sich die Wolkenbank, die ihm den Sternenhimmel verdeckte, auch noch am nächsten Tage, regnete es gar, dann konnte er ohne Furcht und Unruhe seine Fahrt fortsetzen.

Jetzt verließ er das Steuer, stellte den Motor ab und stieg in den Schiffsraum hinunter. Er knipste die Glühbirne an, die an der Decke befestigt war und blickte sich um.

Die Befehle des Kommandanten waren befolgt worden. Da war die Hängematte, da standen die Fäßchen mit Reis, mit Fischkonserven, mit getrockneten Südfrüchten, im Schrank waren Zucker, Tee, Backwerk und Brot verstaut, an der Wand das 15 Liter haltende gefüllte Wassergefäß, handgerecht neben dem Motor stand die volle Benzinkanne, daneben zwei kleine Benzinfäßchen. An der Wand hingen zwei Gewehre.

Er aß einige Bissen, trank Wasser dazu, holte sich eine Zigarre aus der Schachtel, die für den Oberstleutnant eigens in den Schrank gestellt war — Kriegsbeute meinte er lächelnd — knipste das Licht ab, streifte die Handschuhe wieder über die Hände, die Kapuze des Gummimantels über den Kopf und kehrte gestärkt zum Steuer zurück.

Doch halt! Was war das? Durch das Brausen des Windes, das Plätschern der Wogen drang ein leises summendes Geräusch. Jetzt wurde es deutlicher, es kam von rückwärts, es war das Knattern eines Benzinmotors.

Er drehte sich um und suchte mit den Augen die Dunkelheit zu durchdringen. Das Knattern kam näher, aber zu sehen war nichts.

Jetzt tanzte der Lichtschein eines Scheinwerfers etwa 50 Schritte von ihm über die Wogen. Das Licht suchte die See ab. Wenn er in den Strahlenkegel desselben kam, war er verloren.

Er hatte Glück. Sein Bott glitt in die Tiefe zwischen zwei Wasserberge, während der Strahl darüber hinwegfuhr.

Er hatte das große Boot also nicht betriebsunfähig machen können.

Nun wurde das Knattern des Motors leiser und leiser, endlich erstarb es.

Wieser wartete, bis das letzte Fünkchen des feindlichen Scheinwerfers im Osten nicht mehr sichtbar war, dann setzte er seinen Motor wieder in Gang. Er floh nach Süden. Nicht direkt. Er nahm ostsüdöstlichen Kurs. Der Feind war vor ihm, und wenn bei Tagesgrauen der Hydroplan zur Stelle kam, konnte ihm noch der Weg zur amerikanischen Küste abgeschnitten werden ...

Langsam graute der Morgen. Tief hingen die Wolken herab. Das Meer war leicht bewegt, einsam und leer.

Um 6 Uhr begann es zu regnen. Wenn es nur so den ganzen Tag fortregnen wollte! Dabei beruhigte sich die See, so daß die Kraft des Motors, den er auf höchste Geschwindigkeit eingestellt hatte, voll zur Geltung kam, und er konnte vom Feinde nicht gesehen werden.

Das Wetter blieb unsichtig bis gegen Mittag. Dann hörte der Regen auf, es bildete sich erst im Westen, dann im Osten eine Lücke nach der anderen in der Wolkenbank, der Wind wachte auf und blies ihm kräftig in den Rücken, die Feuchtigkeit der Luft wurde aufgesogen von der Sonne, und um 1 Uhr lachte ihm unbarmherzig von allen Seiten der blaue Himmel ins Gesicht.

Nun wurde es um ihn lebendig. Delfine und andere Fische tauchten auf und begleiteten sein Boot in lustigen Sprüngen eine Zeitlang, ein fliegender Fisch entstieg den Gewässern und sank wieder in die Tiefe, und dann kam es durch die Luft geschwirrt und umflatterte mit zornigem Geschrei sein Schiffchen, Seeschwalben und Möwen, die Boten des nahenden Landes, das er noch nicht sah, das aber im Osten auf ihn wartete.

Seine Uhr zeigte 20 Minuten nach drei, als er endlich eine Linie ferne vor sich sah. Es konnten Wolken tief am Horizont, es konnte der ersehnte Küstensaum sein.

Hastig führte er einige Bissen in den Mund; er verließ das Steuer nicht, das er mit beiden Händen umklammerte.

Um 4 Uhr war deutlich das Land zu sehen. Noch weit vor ihm. Endlich!

Näher und näher rückte die Küste.

Jetzt traf aus der Höhe donnerndes Knattern sein Ohr. Der Hydrolan war es, der aus Norden kam. Vielleicht, daß der Beobachter ihn übersah.

Gastlich winkte das Land. Keine Riffe, keine Brandung. Sandiger Boden, bedeckt mit Algen und Muscheln, ein idealer Strand. Dahinter aufsteigend eine grüne Anhöhe.

Nun wendete sich der Hydroplan in elegantem Bogen in der Luft und flog nach Norden.

Wieser konnte keinen Zweifel hegen. Er war gesehen worden. Der Pilot holte das große, vollbemannte Boot, um die Verfolgung aufzunehmen.

Nun stieß sein Kahn ans Land. Wieser nahm seine Tasche, legte noch einige Konserven hinein, holte die Hängematte aus dem Boot, in die er die Tasche legte, und flocht sich die Matte um den Oberkörper, so daß er die Tasche wie einen Tornister auf dem Rücken trug. Er holte sich noch ein Gewehr und einige Magazine Patronen, dann band er das Steuerruder fest, drehte das Boot um, stieß es in die See und watete im knietiefen Wasser landeinwärts.

Das Schiffchen fuhr wieder in die See hinaus.

Nach fünfzig Schritten hatte er mannshohes Buschwerk erreicht und kletterte keuchend aufwärts, dem dichten Walde zu.

Eine üppige, tropische Vegetation. Dicht verwachsenes Unterholz, kaum die Möglichkeit zum Durchschlüpfen bietend, überhöht von Palmen, Pisangen, Feigen- und Brotbäumen. Dazwischen Schlinggewächse, die sich nicht durchreißen ließen, die mit dem Messer durchschnitten werden mußten.

Eine betäubende Hitze, ein feuchter, schwälender, heißer Dunst. Dabei reges Leben um ihn.

Kleine Säugetiere auf den Bäumen, ähnlich den europäischen Eichhörnchen, Käfer und unbekannte Schmetterlinge von überwältigender Farbenpracht, Vögel aller Größen in knallenden, roten, gelben und silbernen Farben, da und dort eine Schlange, die ihn floh. Ein Geschrei und Gekreisch und Gesumm und Gegacker, das ihn betäubte.

Keuchend stolperte er, das Messer in der Hand, nach aufwärts. Gab es in diesem Lande keine menschliche Ansiedlung?

Vom Meere her klang Motorgeknatter an sein Ohr. Das war wohl der Hydroplan, der das große Boot auf die Spur des kleinen lenkte, das aufs Meer hinaus geflohen. Er konnte nur vermuten, was da unten geschah; die Fernsicht hemmte der hohe Pflanzenwuchs des tropischen Urwaldes. Nun, um so besser. Sah er nicht, so sah man auch ihn nicht.

Nun senkte sich der Weg unter Wiesers Füßen, er schritt leichter aus. Jetzt war eine Waldlichtung erreicht, in der eine Holzhütte stand.

Endlich! Er schritt darauf los, er betrat die Hütte durch die offene Tür.

Ein einfaches, aus Stämmen zusammengehauenes Blockhaus. Vier Meter im Quadrat mochte der dämmrige Holzbau messen. Nichts Lebendes darin. Doch, nun tönte aus der einen Ecke ein Geräusch wie von einer Klapper, und als Wieser den Strahl seiner Taschenlampe hinrichtete, erhob sich auf einem langen, schlanken Hals ein Kopf, ähnlich dem eines Kaninchens, nur flach gedrückt und ohrlos und stahlfarben, und aus dem Munde züngelten zwei lange, schmale Fäden.

Eine Klapperschlange!

Wieser floh. Er eilte die Waldlichtung hinunter, sorgsam darauf achtend, die einmal eingeschlagene Richtung beizubehalten.

Jetzt betrat er den Wald.

Wieder der atemraubende Kampf mit den Schlinggewächsen, die den Fuß umwickelten, das Vordringen hemmten. Dazu die Geräusche des zornigen Urwaldes, den er in der Ruhe gestört, das Jagen der Klettertiere, das Geschrei und Gezänk der Vögel, die er aufgescheucht, das Streifen und Knacken im Unterholz ringsum, das ihm den Eindruck hervorrief, er werde verfolgt. Denn es tönte ihm ins Ohr, auch wenn er still stand.

Wohl eine Stunde lang hatte er sich keuchend abgemüht; dann blieb er atemlos stehen. Er konnte nicht mehr.

Die Sonne war im Untergehen, es schien ihm ausgeschlossen, heute noch Menschen zu erreichen.

Ebenso ausgeschlossen schien es, im Urwald zu übernachten. Ohne Schutz, ohne Deckung, ohne Dach über seinem Haupte.

Noch unmöglicher aber war es, den Weg fortzusetzen im Finstern, wenn die Nacht einbrach.

Schlafen mußte er. Die letzte Nacht hatte er wachend zugebracht, die erste Hälfte in seinem Zimmer, voll verhaltener Erregung und Erwartung, die zweite am Steuerruder des Motorbootes. Er war müde zum Umsinken, vollkommen ausgepumpt.

Sein Blick fiel auf einen dickstämmigen, breitästigen Baum. Die Knorren am Stamm, wie von der Hand eines Bildners hingesetzt, der Gelegenheit zu einem bequemen Aufstieg schaffen wollte. Dann eine Gabelung in zwei dicke Hauptäste, die Krone verdeckt von Busch, und Laubwerk anderer Sträucher und Bäume, die sich von allen Seiten hineinrankten. Da oben im Geäst, gegen Sicht von unten gedeckt, konnte er vielleicht in seiner Hängematte den Morgen abwarten.

Eilends begann er den Aufstieg. Er zerriß sich die Haut der Hände an der rauhen, borstigen Baumrinde, die er keuchend umklammerte, und nun schrie er fast auf vor Schmerz. Er hatte sich unsanft an die Narbe gestoßen, die seinen verstümmelten Fingerstumpf deckte.

Jetzt hatte er die Gabelung erreicht. Er wählte den steileren Ast und klomm aufwärts. Nun ging es leichter. Er fand Hilfen und Stützen, die Äste ließen sich umklammern, das Buschwerk wich bereitwillig zurück und schlug hinter ihm wieder zusammen.

Er war etwa sieben Meter hoch gekommen. Er sah den Boden nicht mehr. Höher zu steigen, schien ihm nicht ratsam. Da hatten wohl die Äste nicht mehr die Kraft, die Hängematte mit seinem Gewichte zu tragen.

Auf einer Astgabelung sitzend, wickelte er die Matte von seinem Körper ab. Die Tasche wurde herausgenommen und vorläufig mit der Handhabe an einen Vorsprung gehängt, zwei Astenden sorgsam auf ihre Tragfähigkeit geprüft, dann die Matte an beiden Enden befestigt. Jetzt schlüpfte er hinein, setzte sich und holte die Tasche.

Er atmete tief auf. Endlich Ruhe!

Er aß eine Kleinigkeit, ein Stück Brot, das er in der Tasche fand, dann legte er sich die Tasche als Kopfkissen zurecht, holte seine kurze Pfeife hervor und legte sich nieder.

Die ersten Tabakwolken stiegen auf. Ach, wie das schmeckte! Der Himmel war blutigrot, die Sonne ging zur Ruhe. Nein, sie ging nach Westen, ins Land der Japaner.

Nun tönten Glockenklänge an sein Ohr. Das Aveläuten. Ganz nahe. Also Christen waren in der Nähe, Weiße, Menschen! Am nächsten Morgen würde er bei ihnen sein. Aber auch jetzt erfüllte ihn die Gewißheit der Nähe menschlicher Ansiedlungen mit Sicherheit.

Die Pfeife entfiel seinem Munde, der Schlaf kam über ihn, jäh, plötzlich, wie ein Wegelagerer, der den Wanderer überfällt.

Aber die Aufregungen der letzten Tage drangen auch durch die dichte Hülle der Bewußtlosigkeit des Schlafes. Der Traumgott führte ihn zurück in die Grotte, wo der altmexikanische Götze stand. Er blickte, Dr. Yoghushiwa neben sich, in die Schale, in welcher die heiligen Grottenmolche umherschwammen, der Gott donnerte, dann erlosch das Getöse, und nun sprach die Stimme des Inders aus dem Munde des Gottes in japanischer Sprache: „Du hast mir mein Geheimnis entrissen, du mußt sterben."

Wieser drehte sich dem Kollegen zu: „Woher der Götze japanisch kann? Seine Priester haben doch gewiß in einer anderen Sprache mit ihm verkehrt."

Der gelbe Kollege grinste von einem Ohr zum andern: „Wissen Sie denn nicht, Kollege, daß japanisch die Weltsprache ist? Sie haben es doch selbst dazu gemacht."

„Ich will aber nicht, Ihr gelben Affen!" schrie Wieser und wandte sich zur Flucht vor Yoghushiwa. Er lief durch einen langen, dunklen Gang, dann war er im Freien, ohne sich zu erinnern, wann er die Umwelt verlassen. Hinter ihm liefen eine Anzahl japanischer Offiziere, hatten die Säbel gezogen, mit denen sie in der Luft herumhieben, und schrien „Bansai!"

Jetzt war er im Motorboot und schaukelte auf den Wogen. Aber er saß nicht, er lag. Mit dem Kreuz zu unterst, Kopf und Füße nach aufwärts gerichtet. Das Schaukeln war gleichmäßig von rechts nach links, von links nach rechts. Er versuchte die Hände zu bewegen, sie hafteten am Körper wie festgeklebt. Er öffnete die Augen, er war wach.

Das Schaukeln dauerte fort. Vor und neben ihm das rote, qualmende Licht von Fackeln, welche undeutlich japanische Uniformen beleuchteten. Unter ihm eine staubige Straße. Er selbst in der Hängematte, deren vorderes Ende ein japanischer Soldat über die rechte Schulter geschlungen hatte. Wohl auch einer hinter ihm.

Träumte er noch oder war er gefangen?

Er versuchte sich aufzurichten: „Halloh! Was gibt es?" rief er.

Der Zug hielt. Eine Gestalt trat auf ihn zu. Sein Kollege Yoghushiwa.

„Also sind Sie endlich wach geworden, Kollege? Das hat lange gedauert. Dann können Sie ja gehen."

Die Soldaten ließen die Matte langsam zu Boden sinken. Yoghushiwa nestelte sie auf.

„Vier Mann mit angeschlagenem Gewehr hinter ihn", wandte er sich an die Mannschaft in japanischer Sprache. „Der Weiße geht zwischen mir und dem Herrn Hauptmann Matsumoto. Bei dem geringsten Fluchtversuch schießen.

Aber nur in die Beine. Wir haben ihn lebend einzubringen, wir haben ihn nicht zu richten."

Eine Weile wurde der Weg schweigend fortgesetzt. Dann begann der japanische Arzt von neuem in deutscher Sprache: „Sagen Sie, Kollege, wie konnten Sie nur so eine himmelschreiende Dummheit begehen, uns das Boot zu stehlen und davon zu fahren? Ohne das hätten wir Sie in Ehren in wenigen Tagen nach Hause geschickt."

Wieser blickte ihn grimmig an. „Ich wußte nicht, daß es in Japan zu den Nationaltugenden gehört, den unterlegenen Feind zu verspotten."

„Der Mann hat recht", erklärte der Hauptmann in japanischer Sprache. Dann wandte er sich in deutscher Rede an Wieser. „Wenn ich etwas für Sie tun kann, Herr Doktor . . . .?"

„Haben Sie vielleicht eine Zigarre, Herr Hauptmann?"

Der Offizier reichte ihm, was er verlangte. „Sehen Sie, Doktor, Ihrer Leidenschaft für dieses Kraut verdanken wir es, daß wir Sie fanden."

„Wieso?"

„Sie haben uns in der glänzendsten Art hinters Licht geführt. Sie sind uns mit einer Sicherheit und Eleganz entwischt, daß Sie als Beispiel in die Lesebücher unserer Militärschulen kämen, wenn Sie ein Sohn Nippons wären. Aber hier auf der Insel haben Sie es ungeschickt gemacht."

„Wie hätte ich es denn machen sollen?"

„Wären Sie noch einen Kilometer nach Süden gefahren und um die Landspitze eingebogen, so wären Sie direkt auf die amerikanische Marinestation gestoßen, wo wir nicht hinkonnten.

Fehler Nr. 1: Hätten Sie das Boot ruhig an Land liegen lassen, so hätten wir geglaubt, die Amerikaner haben es, und hätten es gar nicht gewagt, zu landen. So fuhr das unbemannte Boot direkt auf unser Motorschiff los; wir schlossen daraus, daß Sie beim Landen nicht auf Menschen gestoßen seien, und lenkten daher unser Schiff zum Strande, wo der Beobachter Sie zuletzt gesehen.

Fehler Nr. 2: Dort fanden wir im weichen Ufersand Ihre Fußstapfen.

Fehler Nr. 3: Von da ab führte uns der Hund."

„Was für ein Hund?"

„Ihr Hund. Der einzige, der auf der Insel übrig geblieben, den der Herr Oberstleutnant gestern erschießen wollte und dem Sie das Leben erhielten. Den hat Dr. Yoghushiwa mitgenommen und während der Fahrt schutzgeimpft, damit er nicht durch das Fieber den Geruchssinn verliere. Der Hund führte uns erst zur Hütte, wo Sie Ihr Gewehr verloren hatten, dann zum Baume, auf dem Sie sich befanden. Dort, das muß ich sagen, waren wir ratlos. Ihre Spur hörte auf. Sie waren die ganze Zeit dreißig Schritte neben der Straße durch den Wald gegangen, wir waren der Ansicht, Sie hätten die Straße erreicht und wären zur Ansiedlung gekommen. Da fand ein Soldat Ihre Pfeife unter dem Baum. Noch warm. Da schickten wir den Unteroffizier Hachida, der ein guter Kletterer ist, hinauf, und er sah im Schein seiner elektrischen Handlampe die Hängematte. Hätte Ihre Pfeife Sie nicht verraten, wir wären wohl unverrichteter Dinge abgezogen."

Sie hatten den Strand erreicht. Da lagen die beiden Motorboote, und der Hydroplan schwamm auf dem Wasser. Wieser mußte sich in die Kajüte des großen Bootes mit drei Mann einschließen lassen. Er warf sich erschöpft auf das dort befindliche Ruhebett. Dort schlief er sofort ein.

Als er erwachte, landeten sie gerade an der Klippe, die er nicht ganz zwei Tage vorher verlassen. Er erhob sich gefaßt, vollkommen klar über das Schicksal, das seiner wartete. Er wußte, lebend verließ er die Insel nicht mehr. Und lange würden die Japaner nicht zögern, mit ihm Schluß zu machen.

Neben dem Motorboot lag ein Torpedozerstörer im Hafen. Wieser wurde in den Saal geführt, der bisher als Offiziersspeisezimmer gedient hatte, der Tisch war mit grünem Tuch überspannt, vor dem Stuhl, auf dem der Oberstleutnant zu sitzen pflegte, unter dem Bilde des Mikado, lag ein dickes, in Leder gebundenes Buch.

Nun trat durch die andere Tür ein Wieser fremder, höherer Marineoffizier ein. Ihm folgten noch vier Offiziere, die Wieser nicht kannte. Dann der Oberstleutnant und sein Stab. Alle gruppierten sich um den großen Tisch, dem deutschen Arzte wurde der Sitz am kleinen Tisch angewiesen, an dem er zwei Tage vorher nach der Mahlzeit gezeichnet hatte. Neben ihm nahm Hauptmann Matsumoto Platz.

Alle Japaner waren bewaffnet. Wieser war waffenlos, den Browning hatte man ihm schon bei seiner Verhaftung im Schlafe abgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

---

# 's Marei.

### Aus den Papieren eines Arztes.

Von A. De Nora.

—„Der alte Holzer-Bertl läge im Sterben und wenn es auch kaum der Mühe wert sei, so solle der Herr Doktor doch um des lieben Herrgotts Willen noch heraufkommen und schau'n, was zu machen. Er sei halt so viel leidend, denn er habe sich den Hals abgeschnitten — —" Der Bote, der mir diese Mitteilung brachte, stoßweise und keuchend vom raschen Gang, war ein junger Knecht vom Kreuzbauernhof und das Häusl des Holzer-Bertl lag noch ein gut Stück weiter oben im Berg. Da war also keine Zeit zu verlieren. „Er sei halt soviel leidend, denn er habe sich den Hals abgeschnitten" — das war keine Bitte mehr, das war ein Befehl und so schnell ich konnte, packte ich mein „Verbandzeug" und was sonst in einem solchen Fall notwendig erschien, zusammen und stapfte dem Burschen nach in den trüben Herbstabend hinaus.

Im Wandern erzählte er mir, was er wußte.

Jeden Tag um 5 Uhr kommt der Bertl auf den Kreuzbauernhof, um seine paar Maß Milch zu holen, frisch vom Melkeimer weg, für sich und das Marei. Nimmt auch zuweilen einen Laib Brot mit, den er geschenkt bekommt oder gar einen „Wecken" aus weißem Mehl oder ein Paar Schmalznudln, wenn die Bäuerin gebacken hat, sagt sein „Vageltsgottl" und trollt wieder hinauf in die kleine armseltge „Danslgl"-Hütt'n an der oberen Graslahn.

Dort ist sein Schatz und seine Freude. Ein paar hundert Meter unterhalb der Hütte läßt er schon einen Jodler hinaus, sie zu begrüßen und man würde es nicht denken, wenn man's hört drunten im Tal, daß der so jodelt schon ein guter Sechziger ist und sein Schatz bloß ein guter Vierer, bald man so sagen darf. Das Marei ist nämlich nit sein Weib oder gar ein Jüngferlein von so tausend Wochen, sondern ein kleines Dirndl von fünfthalb (viereinhalb) Jahren und weiß eigentlich kein Mensch, warum der alte Bertl es zu sich genommen hat nach dem Tod des Filzhofertoni dazumal. Wo er doch selber nichts hat und nur grade mit Kräutln und Kochlöffeln hausieren geht im Tal herum. Aber so ist's nun einmal, das Madl ist da und ist der Augapfel vom Bertl und er kennt keinen anderen Gedanken, als für das Kindl zu sorgen Tag wie Nacht. Morgens in der Früh richtet er ihm seine Milch zusammen oder einen Kaffee aus Eicheln oder Gerstenkörnern, die er selbst geröstet hat, streicht ihm für den Vormittag, für „die Brotzeit", ein Butterbrot und legt's auf den Fenstersims, daß es essen kann, wenn es mag. Dann geht er ins Dorf hinab, um seinen Handel zu betreiben. Schweigsam und griesgramig ist er da und macht spaßige Redensarten, daß die Leute sagen, er spinnt ein bißl. Aber sie kaufen ihm doch hier und da was ab und, die sein „Verhältnis" kennen, schenken ihm auch manchmal was Gutes für das Marei, Lebkuchen oder Kirschen, Äpfel oder ein altes Röckerl zum Anziehen, je nachdem. Mittags ist er dann wieder bei ihr und kocht ihr einen Schmarrn oder sonst was, denn er kann drei oder vier solche Kochkunststück', und eine Brennsuppe und legt sie hernach ins Betterl, daß sie schläft, bis er heimkommt. Schöne Lieder singt er ihr und wiegt mit Fußtritten die alte knarrende Wieg'n, während er Kochlöffel dabei schnitzt oder Pfeifenstopfer oder Waschklupp'n und derlei wichtigen Hausrat.

Sobald sie schläft, schleicht er auf den Zehen davon, wieder ein paar Stünderln ins Dorf hinab und um 5 Uhr kommt er und holt den Milchkübel im Kreuzbauernhof für sich und das Marei. So war's Tag für Tag. Aber heut ist er nicht gekommen. Die rote Zenz, die Oberdirn, die allweil so besorgt um den „guatn Depp'n" ist, hat gleich gesagt: Paßt's auf, da is ein Unglück g'schehn! Und hat ihn, den Knecht, hinaufgeschickt, daß er nachschaut. Jessas, was war das, wie er in die Hütt'n getreten ist! Alles umadum voll Blut und der Bertl mitten drin am Boden mit einem weltsgroßen Loch am Hals und das Rasiermesser hat er noch in der Hand gehabt. Aber hat kein Zeichen gegeben, nur grad geröchelt hat er noch, daß man 'kennt hat, er lebt. Da ist der Loisl mit einem Schrei fort und direkt zum Herrn Doktor. Aber 's wird wohl schon aus sein, bis wir hinaufkommen. So der Bericht.

Es war aber noch nicht aus, bis wir hinaufkamen. Der Alte, zu dem inzwischen niemand gegangen war, lag noch am Boden, eine große Lache Blut um ihn. Am Hals eine lange Wunde, die schrecklich aussah, aber nicht gar tief ging. Der harte verknöcherte Kehlkopf war stärker gewesen als das alte Rasiermesser, das ihn hätte zersäbeln wollen. Aber aus einer Ader war eine starke Blutung erfolgt und der Atem des Ohnmächtigen ging langsam und leise. Es war Zeit. Der Loisl half mir, ihn auf eine alte „Pritschn" legen, die an der Wand stund und brachte Wasser, dann wurde es ihm „ungut", und er drückte sich. Ich mußte mir allein weiter helfen.

Endlich hatte ich den Wunden wieder so weit, daß er die Augen aufschlug. Graue gutmütige Augen, jetzt voll unbesinnlicher Verwunderung. „Wo bin ich? Bin ich tot?" — „In deiner Stub'n bist, Bertl. Sei nur ruhig und rühr dich nicht, sonst wird's wirklich Ernst mit dem Totsein. Diesmal ist's noch dran vorbei gegangen." Er griff in plötzlichem Erinnern an den Hals. Da lag ein dicker Verband von Watte und weißen Binden und knisterte bei der Berührung. „Bist du der Doktor?" Ich nickte. „Bin also nit tot. Warum hast mich nit sterb'n lassen?" „Pressiert's denn so, Bertl? Wart doch deine Zeit ab. Bist ja schon an die Siebzig, da wird der Tod eh bald kommen, muß man ihn denn mit Gewalt herholen, närrischer Kauz?" „Du weißt nit, warum ich's 'tan hab! Du weißt nit warum!" — —

Seine Augen begannen zu funkeln und sich in eine Richtung zu bohren. Er suchte den Kopf zu bewegen. Und auf einmal fiel mir's ein, daß ich vor lauter Waschen, Flicken und Verbinden nicht an eines gedacht hatte —, an das Marei! Wo war das Kind? Ein plötzlicher Schreck stieg in mir auf. Sollte er es vorher ermordet haben? Ich schrie „Marei!" und stürzte der Richtung seines Blickes nach, zu der kleinen niedrigen Türe, welche das Gelaß von dem einzigen noch weiterhin vorhandenen der Hütte trennte, von der „Kammer".

Da lag das Marei. In der alten Wiege lag es neben dem leeren offenen Bett des Alten, und — schlummerte. Ganz ruhig, ganz regelmäßig, jenen festen süßen Kinderschlaf, der nicht auseinandergeht, wenn nebenan die Welt auseinanderginge. Im Schlaf lächelte es und in den Händchen hatte es ein Häufchen Papierschnitzel, wie von einer Spielkarte, soweit man's im Halbdunkel sehen konnte, und noch viele kleine, kleine Stückchen waren auf dem Bett und dem Boden verstreut.

Ich ging zurück und schaute den Alten an. Er war wieder ruhig geworden. „Ich habe dir in Gedanken unrecht getan, Bertl!" sagte ich und er verstand sofort. „Nein, Doktor, mein Marei umbringen, meinst? Mein Zartele! Nein! Nie! Das hätt ich nit gekonnt! Aber ans Leben ist's gegangen, das hast gesehn. Und hättst mich sollen sterben lassen, wo doch jetzt alles hin und umsonst ist! Siehst, Doktor, ich war ein armer Teufel, mein Lebtag. Vor 40 Jahren ungefähr war ich Knecht drunten im Kreuzbauernhof. Und war auch eine hübsche Oberdirn dort, die Resi und wie's so geht, wir zwei hatten uns zusammen gesponnen. Sie war zwar justament so blutarm als ich, aber ich dachte, selbzweit verdient man mehr als einschichtig und wann ich für zwei arbeite, dann langt's auch noch zu dritt oder viert. Wollten uns also heiraten und an Michelt sollte Hochzeit sein. Nun war aber da schon lang ein anderer um die Dirn herumgeschwänzelt und gefensterlt, ein reicher Metzger aus dem Dorf unten, ohne daß ich Esel was gewußt hätt'. Weil er reich war und sie arm, weil er ihr Geld gegeben hat, siehst, hat sich ihm das Mensch an den Hals geschmissen, verkauft, rein verkauft und grad um Michelt kam die Schand auf . . . Aus war's, kannst dir denken. Nit weg'n dem Kind, das sie bekommen hat. Wann's vor meiner Zeit gewesen wär, daß sie hätt' einen andern gern gehabt und hätten sich dann verlassen und wär mir auch das Kind mit in die Eh' gekommen, hätt' ich nichts darnach gefragt, denn Lieb ist Lieb und da soll man keinen Stein auf Eins werfen, wenn man selber ein sündiger Mensch ist. Aber daß sie sich weggeworfen hat, daß sie mich so angelogen hat, das hab ich ihr nit verzieh'n und geschämt hab' ich mich, daß ein Mensch so falsch und hinterschlächtig sein kann auf der Welt.

Von da an bin ich ein sonderbarer Heiliger geworden, wirst's ja gehört haben. Bis vor fünfthalb Jahren. Da kommt eines Abends ein blutjunges Ding in meine Hütt'n und bittet mich, ob sie nit Unterkunft nehmen dürft für ihre schwere Zeit, denn sie ist nichts und hat niemand auf der Welt und der Bauer hat sie aus dem Haus gejagt, wie er gehört hat, daß sein Sohn der Vater sei von dem Kind, was sie bringen soll. Ich aber frag' sie aus und frag' und siehst, Doktor, es war wieder bloß das hundsföttische Geld, warum sie sich hergegeben und ihre Ehr und alles für ein bißl Schmuck und Goldkettln weggeschmissen hat. Weil er reich und sie arm war! Und die alte Wut hat mich gepackt über dies Weibervolk, diese Judass', die sogar ihren Heiland nochmal verraten täten um eine goldne Brosch' oder ein Ohrringl und hab ich sie genommen und hinausgejagt aus meiner Stub'n und hab ihr noch viel Flüch' und böse Wort mit auf'n Weg gegeben.

Es war nit schön von mir und hat mich hernachmals viel gereut. Denn 's war ein heidenmäßiges Wetter zu jener Zeit, kalt und wüst und der Wind hat gepfiffen, wie die Mäus aus allen Löchern. 's Mädel hat endlich im Dorf unten Unterkuft bekommen, aber sie sagen, weil sie sich hat erkältet und verdorben in der Nacht, sei es so schnell gegangen. Das Kindlkriegen und der Hunger und der Husten hab' sie umgebracht. Sei's wie's mag, ich hab' mir darauf geschworen, Herr, daß ich mich will ums Kindl annehmen, nit bloß wegen meinem Gewissen, wann vielleicht ich seine Mutter in den Tod getrieben hätt', sondern wegn dem armen Wurm selber und daß es nit auch muß elend sein Leben verlieren ums Geld, und Schand und Not auf sich nehmen, weil es arm ist. Hab' mir also vorgenommen, ihm so viel Geld zusammenzuraffen als geht und ihm's anzulegen, damit es eins hat, wann es in die hitzigen Jahr kommt und sich nit zu verkaufen braucht, Doktor, verstehst? Und hab's auch zuweggebracht! Gebettelt hab' ich und gehandelt und gehungert die vier Jahr lang, und bald ich einen Pfenig gehabt hab', hab ich ihn zum Pfennig gelegt, daß es ein Nickel wird, und den Nickel zum Nickel, daß es ein Silberstück, und Silber zum Silber, daß es ein Goldstück wird und so weiter. Langsam ist's gegangen, kannst dir denken, aber gestern in der Früh hab' ich den ersten Hunderter drunten eingewechselt beim Kramer. Einen Hunderter! Ist ein Wort, nit wahr, Doktor? So ein lumpiger blauer Fetzen Papier, und hängt doch ein Vermögen dran! Was sag ich, ein Vermögen! Blut und Ehr und Leben und die ewige Seligkeit von so einem Geschöpf hängt dran, — nit wahr, Herr? Hab' also einen Juhschrei getan wie seit zwanzig Jahren nimmer und hab' ihn dem Marei heraufgebracht und gezeigt in meinem Stolz und hab' gesagt: Siehst, Dirndl, hab' ich gesagt, jetzt wirst reich und der Bertl hat dich losgekauft von der Not, daß du nit mußt dich selber verkaufen, wann's einmal an dem ist. Siehst, Marei, das ist der erste und soll der letzte noch nit sein, den wir zusammenbringen, Dirndl . . . hab' ich gesagt, und nächste Woch tragen wir ihn zusammen in die Sparkass' und legen ihn auf Zins.

Im Strohsack hab' ich den Schein versteckt, wie ich fort bin.

Sie hat's nit geseh'n, ich meine, sie könnt's nit geseh'n haben. Aber wo ich heut heimkomme und gehe in die Stube, find ich 's Dirndl nit. Und ist mir gleich schwarz die Angst aufgestiegen und der höllische Schreck in die Glieder gefahren: Herrgott, sie wird ihn doch nicht gefunden haben. Reiß die Kammertür auf und hinein.

Richtig, da liegt sie in dem Betterl drin und ist eingeschlafen und hat in der Hand meinen Hunderter, Herr, — zerrissen, in lauter kleinwinzige Fetzen, daß sie ist müd geworden vom Reißen! Zerrissen, Herr, nit das Lumpenpapier allein, nein, alles, ihr Glück, ihr Leben, meine Freud und Hoffnung — alles zerrissen: in kleinwinzige Fetzerln zerrissen . . .

Siehst, da hab' ich mir gedacht, es ist aus mit mir! Denn jetzt ist eh Alles hin und umsonst, was ich getan hab und es muß schon so sein von unserm Herrgott aus, daß nichts zu retten ist an der nichtsnutzigen Bande und daß sie verludern und verkommen müssen, wann sich auch ein ehrlicher Mensch Händ' und Füße wundschindet, um sie rein zu erhalten. Sie wissen's noch gar nit und ruinieren doch einewegs schon den, der sich für sie sorgt und plagt und ihr Narr ist . . .

Da hab' ich mir die Gurgel abgeschnitten, daß ich's wenigstens nit erleb', wann das Marei den Weg geht von der Resi und der Toni und den hunderttausend Andern."

So sprach der Alte trotz seiner Schwäche ein wenig laut; ich hätte es ihm als Arzt verbieten müssen, aber als Mensch hatte ich über all seinem großen Weh darauf vergessen. Jetzt mahnte ich ihn aber zur Ruhe und ging, nachdem er mir versprochen, an die unglückliche Sache nicht mehr zu rühren. Es war finster geworden und das Marei schlief noch immer.

Andern Tags in aller Frühe war ich wieder oben. Das Marei war hellwach und stand an seinem Lager. Mit lächelndem Gesichtchen streute sie die Schnitzel des zerrissenen Scheines über sein Gesicht, damit er doch endlich aufwachen und ihr die Suppe kochen solle. Er wachte aber nicht mehr auf. Er war tot.




* **Wohltätigkeit.** Eine arme Frau in Neuyork wandte sich an einen wegen seiner Wohltätigkeit bekannten Amerikaner mit der Bitte um einen Dollar, damit sie ihr Kind taufen lassen könne. Da er gerade kein Kleingeld hatte, gab er ihr eine Zehndollarnote und sagte ihr, sie solle ihm die neun übrigen Dollar am nächsten Tage bringen. — „Natürlich hat sie sich nicht wieder blicken lassen," meinte der Freund, dem er die Geschichte erzählte. — „Im Gegenteil", war die Erwiderung. „Ich habe die neun Dollar richtig zurückbekommen und ich freue mich über die Sache. Denn erstens habe ich der armen Frau einen Gefallen getan. Zweitens habe ich die Seele des Kindes gerettet und drittens bin ich auf diese Weise einen falschen Zehndollarschein losgeworden."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.